

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Capitulation von Sedan

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

tung des Abchlusses der Capitulation, und in dem stolzen, freudigen Bewußtsein, daß dieser großartige Sieg zu den glorreichsten zähle, den deutsche Waffen jemals erkämpft hatten und eine noch unermessliche weltgeschichtliche Bedeutung in sich schließe. —

Dreißigstes Kapitel.

Capitulation von Sedan.

Dem Befehle des Königs gemäß hatten sich Graf Bismarck und General von Moltke nach Donchery begeben, um daselbst mit dem General von Wimpffen die Capitulation der französischen Armee zu berathen und aufzusetzen.

General von Moltke forderte auf das Bestimmteste, daß sämtliche Truppen die Waffen strecken und selbstverständlich die Festung übergeben werde, und als General Wimpffen, der anfänglich mildere Bedingungen zu erhalten hoffte, sich nicht sogleich zur Annahme der ihm vorgelegten entschließen konnte und um eine mehrstündige Bedenkzeit bat, wurde ihm dieselbe mit dem Hinzufügen bewilligt, daß, falls die Capitulation bis Morgens neun Uhr nicht abgeschlossen sei, um diese Stunde das Bombardement der Stadt beginnen werde. Die Herren trennten sich darauf, und General von Wimpffen begab sich nach Sedan zurück.

Auf deutscher Seite ließ sich während der Nacht deutlich die in der Stadt und bei den außerhalb unter den Wällen lagernden französischen Truppen herrschende Verwirrung vernehmen. Das große Magazin brannte noch, wilder Lärmen und einzelne Schüsse waren zu hören, und alle Bande der Disciplin und Ordnung schienen gelöst zu sein.

Es war gegen sechs Uhr Morgens als General Reille wieder unter Parlaientairflagge in Donchery anlangte und den Grafen Bismarck, der noch schlief, dringend zu sprechen wünschte;

er brachte ihm die Nachricht, der Kaiser Napoleon habe den Entschluß gefaßt, den König und den Grafen um eine Unterredung zu ersuchen, — jedenfalls, um mildere Bedingungen für die Armee zu erhalten, — und folge, nur von wenigen Offizieren seines Stabes begleitet, ihm auf dem Fuße.

Während der Graf sich ankleidete, — er trug den Ueberrock seines Kürassierregiments, blau mit gelben Aufschlägen, und die weiße Feldmütze, — begab sich General Keille zurück. Der Kaiser war in einem offenen Brougham gekommen; außer ihm befanden sich darin drei höhere Offiziere, und drei andere waren dabei zu Pferde, unter ihnen der Fürst von der Moskowa, Castelnau und Vaubert.

Graf Bismarck kam ihm zu Pferde entgegen und traf ihn, bereits wartend, außerhalb des etwa eine Viertelmeile von Donchery entfernten Dörfchens Frénois. Vom Pferde steigend, trat er an den Wagenschlag und entblöhte das Haupt, und als Napoleon ihn ersuchte, sich zu bedecken, soll er erwidert haben: „Sire, ich empfangе Euer Majestät, wie ich meinen königlichen Herrn empfangen würde.“

Die Berichte über diese historische Scene, wie sie von Leuten ausgingen, die jedenfalls nicht Augen- und Ohrenzeugen waren, weichen so weit voneinander ab, daß wir wohl nicht fehlgreifen werden, wenn wir Graf Bismarck selbst in seinem Berichte vom 2. September an den König sprechen lassen:

„Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. Königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich drei Meilen entfernt, in Vendresse sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle, und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierhergekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige hundert Schritte von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort ab-

steigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Capitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Haus aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militairische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensunterhandlungen geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement.“

Graf Bismarck berührt nun weiter, daß er dem Kaiser gesagt, die Situation biete kein anderes praktisches Moment dar wie das militairische, und verwies zunächst auf die Capitulation; als General Moltke jetzt auch zu dieser Unterredung kam, übernahm er es, dem Könige die Wünsche des Kaisers vorzutragen, ohne dieselben indessen befürworten zu können, da bewilligte andere Bedingungen die militairischen Interessen geschädigt haben würden.

Der Kaiser wünschte sich nun in das Freie zu begeben; zwei Stühle wurden unmittelbar an die Wand des Hauses gestellt, und Beide nahmen Platz, Bismarck links vom Kaiser.

„Se. Majestät stellte mir die Frage,“ fährt Graf Bismarck fort, — „ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General von Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits ange deuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte

und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sei.

Nach der Anweisung Graf Bismarck's hatten sich inzwischen mehrere Offiziere nach einem für die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser passenden Orte umgesehen und das kleine Schloß oder Landhaus bei Frénois, das den Namen Chateau d'Amour führt, ausfindig gemacht und für diesen Zweck vorgeschlagen; Ersteres hatte seine Schwierigkeiten, denn fast alle Gebäude in der Umgegend waren mit Verwundeten belegt. Der Kaiser nahm die Einladung Graf Bismarck's an, sich sogleich dahin zu begeben, um noch einige Stunden zu ruhen, bis der König eingetroffen sein könnte.

Zwei Züge vom ersten Leib-Kuirassierregimente unter Commando des Premierlieutenants von der Marwitz waren herangebeordert worden — wohl als Ehren- und Sicherheitswache gleichzeitig — und hatten sofort einen Doppelposten vor das kleine Haus gestellt; sie waren nicht wenig überrascht gewesen, den Kaiser hier zu erblicken. Derselbe bestieg nun wieder mit zweien seiner General-Adjutanten den offenen Wagen, Graf Bismarck ritt rechts, der genannte Premierlieutenant links am Schlage, und die Kuirassiere folgten mit blanken Pallaschen. In dieser Weise bewegte sich der Zug langsam auf der Chaussee nach Frénois, zu deren beiden Seiten in fast ununterbrochener Folge die deutschen Truppen bivouakirten.

Bei dem Schloßchen waren um diese Zeit bereits die Equipagen und ein noch ziemlich zahlreiches Gefolge des Kaisers aus Sedan eingetroffen. Napoleon zog sich mit seinen Offizieren zurück.

Auch General von Wimpffen war wieder hier erschienen, und da General von Moltke noch abwesend war, wurden die Capitulationsverhandlungen deutscherseits einstweilen durch den General von Podbielsky und Oberstlieutenant von Verdy, welcher letzterer neben dem Stabschef Wimpffen's das Protocoll führte, wieder aufgenommen. Um diese Zeit traf ein Adjutant ein, welcher die Willensmeinung des Königs kundgab, den Kaiser erst nach Abschluß der Capitulation zu sprechen, was dann zweifellos auch den Abschluß der letzteren beschleunigte. Graf Bismarck ritt dem Könige entgegen und traf General von Moltke, welcher

die Genehmigung der Capitulation mitbrachte, welche nun ohne Weiteres in Frenois angenommen und unterzeichnet wurde.

Wir führen den Wortlaut dieser Capitulation an, theils als Beleg für ein Ereigniß, wie es die Kriegsgeschichte — mit Rücksicht auf die Stärke der capitulirenden Armee — noch nie aufzuweisen gehabt hat, theils weil danach die meisten anderen Capitulationen mit größeren französischen Truppentheilen abgeschlossen wurden.

„Art. 1. Die französische Armee unter dem Oberbefehle des Generals Wimpffen, giebt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen.

Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee erhalten alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten die Freiheit, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgegeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effecten.

Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition u. s. w., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militairischen Commission übergeben, die sie sofort den deutschen Commissaren überantworten wird.

Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am 2. September zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt.

Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2 erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militairischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Tges begrenzt ist, um den deutschen Commissaren durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Commando ihren Unteroffizieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.“ —

„Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere,“ constatirt Graf Bismarck, — „auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Dante entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch-militairischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesen Gefühle hat der General von Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General von Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind.“

Daß es nicht wenig französische Offiziere, an ihrer Spitze einen General, gab, welche unter nichtigen Entschuldigungsgründen, in einer elenden Buchstabenklauberei das Gebot wahrer Ehre verleugnend, diese Güte und Rücksicht König Wilhelm's mißbrauchten, indem sie doch wieder die Waffen aufnahmen, daß die spätere republikanische Regierung Frankreichs sogar die Unverschämtheit und Niedrigkeit besaß, ein solch' ehrloses Verfahren zu rechtfertigen und weiter zu empfehlen, wird man bald hören. Mit dieser Capitulation und der endlich erfolgenden von Metz scheint überhaupt die vielgerühmte und durch Jahrhunderte wirklich bewährte französische Ritterlichkeit abzuschließen; an die Stelle braver, wenn auch unglücklicher Soldaten trat dann bewaffnetes Gesindel, das einen letzten Verzweilungskampf mit allen Waffen kämpfte, gleichviel ob ehrlichen oder durch die üblichen Kriegsgesetze und die Humanität verpönten. Eine unauslöschliche Schmach, nach allen Begriffen eines ehrlichen Soldaten, für die ganze französische Nation, daß König Wilhelm gezwungen wurde, später die Begünstigung der gefangenen Offiziere, welche die Capitulation von Sedan erhielt, für analoge Fälle aufzuheben, weil das französische Ehrenwort nicht mehr zuverlässig war! —

Der König war, nachdem er in Vendresse während der Nacht vergeblich den Abschluß der Capitulation erwartet hatte, am Morgen von dort wieder nach Sedan aufgebrochen und hatte unterwegs, wie schon gesagt, den ihm vom General von Moltke überreichten Entwurf genehmigt; hier erfuhr er auch erst die Ankunft Napoleon's. Der Kronprinz begleitete ihn.

Sobald die Capitulation im Schloßchen von Frénois unter-

zeichnet worden war, begaben sich Graf Bismarck und Moltke damit wieder zum Könige nach Donchery, und nun begab sich Se. Majestät und der Kronprinz, gefolgt von der Cavallerie-Stubswache nach Frénois.

Vorher noch unmittelbar war folgendes Telegramm an Ihre Majestät die Königin Augusta nach Berlin abgegangen:

„Vor Sedan. Die Capitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen geworden, ist soeben mit dem General von Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Commando führte. Der Kaiser Napoleon hat nur sich selbst Mir ergeben, da er das Commando nicht führt und Alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Wilhelm.“

Vor dem Schloßchen, einem ganz neuen Bauwerke in nicht besonders gefälligem Style, standen verschiedene Truppenabtheilungen; besonders viel Offiziere der Stäbe und Adjutanten hielten sich hier auf, Ordnonnanzten eilten hin und her, die Kürassiere hielten ihre Wache zu Pferde. Es war ein huntbewegtes, echt militairisches Bild.

Im ersten Stocke des Schloßchens befand sich ein Glaspavillon mit einem kleinen Vorjaale; dort sollte die Zusammenkunft zwischen dem siegreichen Könige und dem besiegten Kaiser stattfinden.

Gegen 3 Uhr langte der König mit seinem Gefolge und der Stubswache im scharfen Galopp an, begrüßt von unendlichen Hurrah's der Truppen, die überall auf seinem Wege lagerten oder unter dem Gewehre standen. Als er vom Pferde stieg, kam ihm der Kaiser Napoleon auf der zu jenem Glaspavillon führenden Treppe entgegen, Beide begrüßten sich ernst und traten ohne Verzug in den genannten Raum; der Kronprinz und die Generale blieben im Vorzimmer.

Die Berichte über die kaum eine Viertelsunde dauernde Unterhaltung, welche keine Zeugen hatte, sind ohne Zweifel gefälscht; wir führen deshalb nur die Worte Königs Wilhelm in dem Schreiben an seine erhabene Gemahlin an, welche eine Andeutung darüber zu geben im Stande sind:

„Der Besuch währte eine Viertelstunde —; wir waren Beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.“

Das tiefe Gefühl des Königs drückt sich schon im Eingange dieses Schreibens aus:

„Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen.“

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestallt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.“

Nachdem der König das Schloß, auch Bellevue genannt, wieder verlassen hatte, beritt er einen großen Theil des Schlachtfeldes und richtete freundliche Worte an seine tapferen Offiziere und Soldaten. Napoleon wechselte noch einige Worte mit dem Kronprinzen, wobei er sehr bewegt erschiehen sein soll.

Am Morgen des 4. September telegraphirte der König noch einmal an die Königin aus Varennes:

„Welch' ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe (bei Cassel) zum Aufenthalte gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schloßchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kammst Du Dir denken! Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit, halb acht Uhr, hatte ich den fünfständigen Ritt beendet, kehrte aber erst um ein Uhr Nachts hierher zurück. Gott helfe weiter!“

Nachdem die Zustimmung der belgischen Regierung zu der Reise des Kaisers durch Belgien erlangt worden war, verließ derselbe am 3. September die Gegend von Sedan und traf um

fünf Uhr Abends in der Grenzstadt Bouillon ein; seine schon früher genannten Adjutanten begleiteten ihn und außerdem noch etwa zwanzig französische Offiziere, Alle ihre Degen tragend. General von Bonin und einige andere höhere preussische Offiziere escortirten den Kaiser. Etwa zwanzig Gepäckwagen folgten. Abends speiste der Kaiser mit dreißig Personen im Hotel des Postes, wo er sein Quartier genommen hatte.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, erreichte er die Luxemburger Eisenbahn und empfing in Libramont, wo ein längerer Aufenthalt stattfand, ein Telegramm seines Sohnes aus Maaubeuge, der meldete, daß er sich im besten Wohlsein befinde und Befehle des Vaters erwarte. Napoleon schien dadurch sehr bewegt zu werden. General Chazal, Befehlshaber der belgischen Truppen, begleitete ihn hier.

Auf der Station Gemelle hatte sich der Prinz Peter Bonaparte eingefunden, der sich zur Zeit in dem nahen Rochefort aufhielt, und sprach den Kaiser im Wagen. Gegen vier Uhr langte der Zug in Lüttich an, wo das versammelte Publikum Gelegenheit hatte, den Kaiser zu sehen, und ihn stumm, aber ehrfürchtvoll begrüßte.

In Berviers wurde Nachtquartier gemacht, weil Napoleon sich leidend fühlte und es gewünscht hatte; er stieg im Eisenbahnhotel ab, vor dem sich eine große Menschenmenge versammelte, die, wie schon auf dem Bahnhofe geschehen war, lebhaftes Sympathien kundgab; hier fand wieder ein Souper statt, bei dem der Kaiser sich aber sehr still verhielt und niedergedrückt zu sein schien.

Am 5. bald nach Mittag wurde mit kurzem Aufenthalte Köln passirt, wo die feindlichen Demonstrationen des zahlreichen Publikums durch die Polizei und die begleitenden preussischen Offiziere in Schranken gehalten werden mußten; nach fünf Uhr wurde das Diner in Gießen eingenommen. Abends gegen zehn Uhr langte der Extrazug auf der Station Wilhelmshöhe bei Cassel an, und der Kaiser fuhr in einem zweispännigen Wagen nach dem gleichnamigen Schlosse, das mit Infanterie besetzt war, welche das Publikum abwehrte. Schon auf dem Bahnhofe war eine Ehrenwache vom 80. Regimente aufgestellt, und der Oberpräsident empfing den Gefangenen an der Spitze der Behörden. Der Kaiser war in voller Uniform und trug den Degen.

Seine Wohnung, die bereits in Eile vorbereitet worden, erhielt er in der ersten Etage des mittleren Hauptgebäudes des Schlosses.

Sehr richtig sagte die heftige Morgenzeitung: „Wir hegen das Vertrauen, daß die Bewohner Kassels — wenn nicht aus Rücksicht auf die Person des hohen Gefangenen, doch mit Rücksicht auf den ausgesprochenen Wunsch unseres Königs, welcher in dem nach Wilhelmshöhe Verwiesenen den Repräsentanten einer großen Nation geehrt wissen will, — in jeder Beziehung sich würdig benehmen werden. Vergessen wir nicht, daß die Augen von ganz Europa jetzt auf uns gerichtet sind, daß die kleinsten Mißgriffe und Taktlosigkeiten die Ehre und den Ruf unserer Bevölkerung gefährden können. Unser König hat uns das höchste Vertrauen geschenkt, indem er einem Mann, der uns so viel Leid zugefügt hat und noch viel mehr zufügen wollte, den Wohnsitz auf der schönen Wilhelmshöhe anwies. Zeigen wir uns dieses Vertrauens würdig!“

Das waren in der That würdige, der Situation ganz angemessene Worte, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht überall in Deutschland Wiederhall fanden und daß ein großer Theil der Presse, welche doch mit Bedacht die öffentliche Meinung leiten soll, ganz vergessen zu haben schien, daß sie mit ihrer Mißbilligung der getroffenen Anordnungen und der Begeisterung eines wehrlosen Gefangenen auch den Sieger verletzte, und in jenen Ton einschlug, der die chauvinistische Partei in Frankreich schon vor Ausbruch des Krieges und nachher die republikanische in Frankreich in einer Weise charakterisirte, die uns wahrlich genügenden Grund zur Beschwerde gegeben hat.

Lassen wir einstweilen den gestürzten Kaiser auf Wilhelmshöhe und wenden uns nach Sedan zurück! —

Die Annäherung der Mac Mahon'schen Armee hatte daselbst große Ueberraschung hervorgerufen, die bald etwas Beängstigendes durch die zuverlässigen Nachrichten erhielt, daß die Deutschen jener auf dem Fuße folgten. Für Den, welcher sich das Bild des Kriegsschauplazes und der bisherigen Begebnisse klar zu machen vermochte, mußte es etwas Bedenkliches haben, daß der Marschall seine Truppen so nahe der Grenze führte, wo ihm jedenfalls doch nur ein sehr schmaler Streifen für seine Opera-

tionen übrig blieb, wenn dieselben wirklich dem Entsatze von Metz gelten sollten. Aber die große Menge, selbst der sogenannten Gebildeten, in Sedan wie an anderen Orten Frankreichs, war gar nicht im Stande oder wollte sich nicht die Mühe geben, die Situation ernstlich in das Auge zu fassen, sondern jubelte in unerschütterlichem Vertrauen auf die „unbesieglige Armee“ und in unbegreiflicher Mißachtung der Deutschen, deren Erfolge noch immer ignoriert wurden, der ersteren entgegen.

Die Dinge begannen aber auf einmal doch in einem ganz anderen Lichte zu erscheinen, als kurz vor dem Entscheidungstage die ersten Truppen in der Stadt anlangten. Diese Leute waren vom langen und angestrengten Marsche ermüdet und brachten noch den Eindruck mit sich, den das schnelle Verlassen des Lagers von Chalons und der vom Feinde gebrängte Rückzug — das Wort hütete man sich allerdings auszusprechen, — gemacht haben mußten; zwar gab es unter ihnen noch genug Großsprecher, aber Manche ließen auch die Köpfe sehr hängen und verhehlten nicht, daß sie lieber auf Paris als zu einem so ungewissen Unternehmen marschirt wären.

Daß sich der Kaiser bei der Armee befand, trug andererseits wieder zur Ermuthigung bei, aber bald stellte sich heraus, daß selbst in den höchsten Befehlshaberkreisen schon Zwiespalt herrschte, und daß Napoleon bei den Truppen eher Schutz zu suchen, als sie mit Siegesvertrauen anführen zu wollen schien; er hielt sich zurückgezogen, und man wurde seiner und seines Stabes nicht viel gewahr.

Der Kanonendonner von Beaumont drang beinahe in die Stadt, immer mehr Truppen, eilig, ermüdet, verdrossen, langten an und begannen nicht allein die Festungswerke, sondern auch die Bürgerhäuser zu füllen; man mußte ihnen Quartier geben und sie verpflegen, denn sie bedurften augenscheinlich der Erholung auf das Dringendste; in großen Massen bivouakirten sie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Das Schlimmste war aber, daß sich, dem kundigen militairischen Auge wenigstens, schon die Spuren des Verfalles der inneren und äußeren Ordnung bei diesen Truppen zeigten; sie hatten das Vertrauen zu ihren Führern verloren, äußerten dies zuweilen auch unverhohlen, und eine strenge Disciplin war unter ihnen nicht mehr aufrecht zu erhal-

ten; die Einwohner der Stadt begannen dies nur zu sehr zu fühlen, denn es kamen recht bedenkliche Excesse vor.

Die Ereignisse drängten sich nun gewaltig, wie man bereits gesehen hat. Am 31. August stand die ganze französische Armee schon in und bei der Stadt, die Kanonen donnerten wieder ganz in der Nähe bei Douzy und Carignan, und man konnte sich nicht mehr verhehlen, daß es hier zu einer Schlacht von sehr zweifelhaftem Erfolge kommen müsse, denn die deutschen Truppen waren offenbar bedeutend, überlegen und man konnte sich durch den Augenschein überzeugen, wie sie das Neg um Sedan zu ziehen suchten. Theils Entmuthigung, theils wilder, verzweifelter Haß, vor Allem die Begierde der Selbsterhaltung, denn bei einer so schnell und unerwartet hier zusammengekommenen Menschenmenge konnte von regelmäßiger Verpflegung nicht die Rede sein, und die Soldaten litten wirkliche Noth, steigerten den Mangel an Disciplin und die Lust zu jenen Excessen, unter welchen die Bürgerschaft schon zu leiden begonnen hatte, in der schlimmsten Weise.

In der eingetretenen Verwirrung bekümmerte sich Niemand von den militairischen Behörden mehr um den gefangenen jungen Arzt; man hatte ihn vollständig vergessen. Jedenfalls wäre es für Edmund auch bedenklich gewesen, sich jetzt als Deutschen auf der Straße erkennen zu lassen, in der Kaserne selbst riskirte er grobe Insulten.

Deshalb schon hatte er gern dem Zureden Doctor Lefarge's nachgegeben, in diesen Tagen in dessen Hause seine Wohnung zu nehmen und gar nicht auszugehen. Natürlich war auch eine Menge Verwundeter und Kranker mit der Armee nach der Stadt gekommen, und die Militairärzte reichten bei Weitem nicht zu, dieselben zu behandeln. Doctor Lefarge hielt es für Pflicht, seine Dienste anzubieten und hatte nun den ganzen Tag, selbst den größten Theil der Nacht, außerhalb seines Hauses zu thun; die Anwesenheit Edmund's konnte den Damen daher auch einigermaßen zum Troste gereichen, obgleich er als Deutscher am wenigsten geeignet war, sie in Wirklichkeit zu beschützen.

In Edmund's Absicht hatte es übrigens gelegen, seine ärztlichen Kenntnisse auch den Franzosen zu Gute kommen zu lassen, aber Doctor Lefarge wollte dies nur im beschränkten Maße zugeben, da er meinte, die Nationalität des jungen Mannes könne

bei einem Theile der Patienten doch Mißtrauen erwecken und für seinen guten Willen nur Undank und Gefahr ernten. In dessen hatte er drei verwundete Soldaten in seine eigene Wohnung aufgenommen, und diesen durfte Edmund nur seine Sorge widmen, wobei ihm noch Zeit genug blieb, den Damen Gesellschaft zu leisten.

Der erste September war natürlich ein Tag der fürchtbarsten Aufregung für die Stadt und auch im Lesarge'schen Hause. Je weiter der Kampf außerhalb vorschritt, desto näher trat die Befürchtung, die am Nachmittage ja auch wirklich in Erfüllung gehen sollte, daß die Deutschen die Stadt bombardiren würden. Es sah ohnehin schon aus, als sollte ganz Sedan zu Grunde gehen. In den letzten Tagen hatte es viel geregnet; das fortwährende Fahren von Geschützen und Wagen aller Art durch die Straßen, das Aufhäufen von Stroh auf denselben zu Lagerplätzen, die Unordnung, welche der Verkehr einer so großen Menschenmenge auf engem Raume nothwendig mit sich brachte, Alles zusammen hatte einen Schmutz erzeugt, der wahrhaft grauenhaft war und der sonst so sauberen und hübschen Stadt ein ganz abscheuliches Ansehen verlieh, und nun denke man sich dazu das Toben betrunkenen, verwilderter Soldaten, das Entladen von Gewehren durch Nachlässigkeit, die Klagen der Verwundeten und vielen Kranken, Ausbrüche aller Leidenschaften, kurz, ein Chaos, dessen Einzelheiten zu schildern fast unmöglich ist!

Die Einwohner ließen sich, wenn sie nicht die äußerste Nothwendigkeit oder Zwang dazu trieb, gar nicht mehr auf den Straßen sehen; ein großer Theil hatte sich in die Keller geflüchtet, wohin sie auch ihre besten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen gesucht hatten, und überließ die Wohnungen den Soldaten, die massenweise ihre Verwundeten in die Stadt schleppten, dieselben unterbrachten, wo es ihnen gerade am bequemsten erschien, natürlich ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, und dann häufig nicht die mindeste Lust bezeigten, in den Kampf zurückzukehren, da sie doch schon Alles für verloren hielten. Viele, die ihren Begleitern auf dem Transporte unter den Händen gestorben waren, oder solche, die sich todesmatt und sterbend selbst bis in die Stadt geschleppt hatten, lagen nun als Leichen ganz offen,

häufig fürchtbar verstümmelt und im Blute schwimmend, auf den Straßen umher, Reiter und Munitionswagen jagten hin und her, und die Hufe der Pferde, die Räder schonten Nichts, was ihnen in den Weg kam. Es gab entsetzliche Bilder.

Am schlimmsten war es, daß die Disciplin sich nun immer mehr lockerte oder vielmehr gänzlich aufgehört hatte, sobald die Entscheidung des Tages nicht mehr zweifelhaft war. Laut verwünschten die Soldaten ihren Kaiser, beschuldigten höhere und Subaltern-Offiziere der Unfähigkeit, zuweilen denselben geradezu in das Gesicht, sogar das Wort „Verrath!“ ging von Mund zu Mund; die Wüthenden wollten es nicht fassen, daß sie durch die Waffen der vorher so verachteten Gegner, der Preußen, besiegt worden seien, ihre nationale Eitelkeit wurde zu empfindlich dadurch gekränkt, die Schuld mußte auf andere Umstände gewälzt werden.

Unter solch' bedrohlichen Umständen fand es sich ganz von selbst, daß die, welche in irgend einer Beziehung auf einander angewiesen waren, sich um so enger an einander schlossen und daß Angesichts der drohendsten Gefahren manche Schranke fiel, welche in ruhiger Zeit die conventionellen Formen aufgebaut haben; so war es auch im Lesarge'schen Hause.

Anfänglich hatte Frau Lesarge nicht zugegeben, daß ihre Tochter sich bei den Verwundeten sehen lasse, während sie selbst Edmund sehr fleißig und wirksam zur Hand ging, indem sie sich bemühte, den armen Schwerleidenden jede mögliche Erleichterung zu schaffen, bei ihnen wachte und selbst ihre Wunden verbinden half.

Es ist merkwürdig und doch findet sich die Bestätigung dafür in so viel tausend Fällen, wie das weibliche Geschlecht, wenn die Aufforderung dazu an dasselbe herantritt, in der selbstverleugendsten und aufopferndsten Weise Pflichten zu erfüllen vermag, die seinem Kreise bisher doch so fern gelegen haben und die es zu andern Zeiten vielleicht für ganz unausführbar gehalten habe. Für eine im Wohlstande erzogene und gewissermaßen verwöhnte Frau von zarter Nervenconstitution, für ein junges Mädchen, das sich in schüchternen Sittenreinheit von jeder Berührung mit Männern ferngehalten hat, sollte es doch wahrlich unmöglich erscheinen, daß sie auf einmal Muth, Lust und Kraft gewinnen können, ihnen obenein ganz fremden Schwerkranken

und gräßlich Verwundeten, zuweilen Leuten von einer Persönlichkeit, der selbst Männer sich möglichst fern halten möchten, Dienste zu leisten, die allen ihren bisherigen Gewohnheiten und den Rücksichten, die sie zu nehmen hatten, widersprechen, die auf der einen Seite die herzerreißendsten Empfindungen, auf der anderen Abscheu und Ekel erregen sollten. Aber dies Alles vermögen solche Frauen durch das Gefühl, daß es eine Berufspflicht ihres Geschlechtes gerade ist, zu helfen und Leiden zu lindern, und das Bewußtsein, mit ihren weichen Händen, ihrem sanftesten fürsorglichen Blicke dabei das Meiste und Beste leisten zu können, zu überwinden, und hohe edle Empfindungen tragen sie bald über alle kleinlichen Rücksichten hinfort; je schwerer die Opfer sind, die sie sich auferlegen, desto lieber werden ihnen dieselben auch.

So zeigte sich auch Frau Lesarge, und während der wärmste Dank ihrer Pflöglinge, die sich anfänglich ziemlich ungeberdig angestellt hatten, jetzt aber von den Schmerzen und der Einsicht, wie gut man es mit ihnen meine, besiegt waren, ihr zu Theil wurde, wenn auch nicht immer in Worten, fand der junge Arzt allen Grund, sie aufrichtig zu bewundern und noch mehr, wie es bisher geschehen war, zu verehren.

Was Blanche anbetraf, so war sie dem Willen der Mutter, sich zurückgezogen zu halten, gehorsam gewesen, zumal auch ihr Vater und Edmund dazu gerathen hatten; vielleicht hielt sie es anfänglich selbst auch für eine zu schwere oder ihr wenigstens nicht zukommende Aufgabe, sich mit den Verwundeten zu beschäftigen; aber das Beispiel der Mutter ging nicht an ihr vorüber, ohne einen tiefen Eindruck zu machen, und bald legte sie sich selbst die Frage vor, ob sie nicht eine Pflicht versäume, wenn sie demselben nicht folgte. Seitdem hatte das junge Mädchen auch keine Ruhe mehr; immer dringender bat und bestand sie darauf, daß auch ihr vergönnt werde, wozu sie das Bedürfniß in sich fühlte, und endlich mußten die Eltern nachgeben.

Edmund, der sie ängstlich und scharf beobachtete, denn einmal fürchtete er, daß ihre Nerven zu sehr angegriffen werden könnten, dann aber auch wieder, daß sie sich zu schwach erklären möge, diese in seinen Augen so schönen und heiligen Dienste fortzusetzen, Edmund bemerkte wohl, wie sie bleich wurde und zitterte,

aber bald auch, zu seiner großen Genugthuung, wie sie diese natürlichen Regungen überwand und nun mit der Mutter wetteiferte; er war ihr so unendlich dankbar dafür, aber er hatte weder Gelegenheit und Zeit, noch wagte er es, ihr dies auszusprechen; indessen las sie seine Zufriedenheit wohl in seinen Blicken und fand darin eine neue Ermunterung; sie erröthete sogar darüber — Blanche war bisher noch nicht erröthet, wenn sie ihn ansah, hatte sie sich doch schon daran gewöhnt, ihn beinahe wie ihren Bruder zu betrachten.

Daß dieses Zusammensein, diese Beschäftigung manche nähere Vertraulichkeit auch zwischen den beiden jungen Leuten herbeiführte, wird leicht erklärlich sein, es lag aber etwas so Ehrenvolles und Unschuldiges darin, die Nothwendigkeit führte es herbei, so daß sie selbst daran nicht den mindesten Anstoß nehmen konnten; Frau Lefarge und dem Doctor, der übrigen nur selten auf wenige Stunden zu Hause kam, fiel dies noch weniger ein.

Man hatte allerseits Blanche davor zu bewahren gesucht, daß sie einen Blick auf die Straße warf, wo die entsetzlichen Bilder in so rascher Folge wechselten, und sie selbst sehnte sich nicht danach, dieselben näher kennen zu lernen, drang doch der wilde Lärmen an ihr Ohr und ließ sie schreckensvoll ahnen, was draußen vorging. Auch die Empfindungen des zartesten Gemüthes stumpfen sich indessen ab, wenn es immer gleichen Eindrücken eine Zeitlang ausgesetzt ist, und hier mußte Jeder begreifen, daß es mehr zu handeln als zu fühlen gebe, daß man sich auf das Aeußerste vorbereiten müsse, da man ihm doch wohl schwerlich werde entgehen können. So zeigte sich Blanche auch gefahrter, als man von ihr eigentlich erwarten gekonnt hatte; sie schien einen Stolz darein zu setzen, nicht schwach und ängstlich zu erscheinen, wo sie Alles um sich her bemüht sah, die so nahe liegenden Besorgnisse zu unterdrücken und sich dadurch nicht in der gebotenen Thätigkeit stören zu lassen.

Es war Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr, als, wie schon erzählt worden, die Beschickung der Stadt selbst durch die hairischen Geschütze begann. Damit stieg die Verwirrung auf den Gipfel; es war, als sollte die Welt untergehen. Selbst in den Hinterzimmern der Lefarge'schen Wohnung, wo die Verwundeten gebettet waren, hörte man das Einschlagen der Granaten

und sah aus den Fenstern das schnelle Aufsteigen von Rauch und Flammen aus einem nahegelegenen Hause, das getroffen worden war. Der Strom der fliehenden Soldaten ergoß sich schon seit einer Weile unaufhaltfam in die Stadt, und als glaubten sie, in den Häusern gesicherter vor den tausenden Geschossen zu sein wie in den Straßen, drangen sie massenweise in die ersten ein; wo sich ihnen eine verschlossene Thür entgegensetzte, schlugen sie dieselbe mit den Gewehrkolben ein und pflegten dann, dies als einen Akt der Feindseligkeit betrachtend, die Einwohner zu mißhandeln.

Und nicht blos persönliche Sicherheit suchten Viele zu finden, sondern in der Ueberzeugung, daß ihnen doch der nahe Tod oder, im besten Falle, eine lange, traurige Gefangenschaft bevorstehe, schienen sie die Gefe des Lebens noch einmal gründlich auskosten zu wollen, indem sie Befriedigung der entfesselten Leidenschaften suchten; da half kein Commando der Offiziere mehr, keine Vorstellung der Vernünftigeren und Besseren, die auch mit sich selbst genug zu thun hatten, kein Bitten und Drohen der gefährdeten Einwohner; an vielen Stellen wurde geplündert wie in Feindesland und alle damit verknüpften groben Excesse verübt.

Wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß es die französische Armee war, die in solch' unerhörter Weise gegen ihre Landsleute verfuhr; es gab noch genug brave und tapfere Soldaten, denen solche Gräueltaten zweifellos ein Abscheu waren, aber die wirklich schlechten Elemente in der ersteren traten jetzt rückhaltlos hervor und behaupteten das Uebergewicht. Zum größten Theile hatten sich diese Leute in ihrer Verzweiflung betrunken und wußten nun wohl selbst nicht mehr, was sie thaten.

Diese Scenen dauerten während der ganzen Nacht und des folgenden Tages bis zur Ausführung der Capitulation fort, und die Einwohner von Sedan haben mit Entsetzen davon erzählt und werden die schaurige Zeit lange nicht vergessen können. Man wird sich um so eher einen Begriff von diesem wildschäumenden Chaos machen können, wenn wir die Zahl der bald darauf Capitulirenden hier anführen: es waren 39 Generale, 230 Stabs-offiziere, 2095 Subalternoffiziere, excl. 500 auf Ehrenwort Entlassener, und gegen 85,000 Unteroffiziere und Soldaten. Außer-

dem wurden 20,000 Tödt und Verwundete und 28,000 auf dem Schlachtfelde Gefangene gerechnet, der Totalverlust mithin auf 136,000 beziffert. —

In dem Lesarge'schen Hause hatten sich fast alle Bewohner nach den Souterrains geflüchtet und selbst die weiblichen Diensthöten der Familie nicht mehr Stand gehalten; nur der alte treue Diener, den wir den Unterlieutenant und Edmund empfangen sahen, war geblieben und hatte unten im Hausflure Posto gefaßt, um etwaige Eindringlinge mit guten Worten und der Versicherung, daß verwundete Kameraden von ihnen im Hause lägen, abzuweisen; er hatte es auch übernommen, den Leuten Wein und Lebensmittel, soviel man im ganzen Gebäude aufzubringen vermocht hatte, hinauszureichen, in der Hoffnung, daß sie sich dadurch beschwichtigen lassen würden. Eine Zeitlang wurde dieser Zweck auch wirklich erreicht, aber bald ließen sich die Forderungen nicht mehr erfüllen, der Andrang wurde immer größer und ungestümer, und der Mann, dessen grauen Haare und festes Benehmen doch einigermaßen imponirte, hatte einen harten Stand und mußte zu der Unwahrheit seine Zuflucht nehmen, es liege ein schwerverwundeter hoher Offizier oben.

Wenn es den beiden Damen zu verdenken gewesen wäre, daß ihr Muth unter solchen bedrohlichen Umständen sich auf eine harte Probe gestellt fühlte und manchmal einanken verrieth, so lag ein anerkennenswerther Grund dafür darin, daß der Gatte und Vater, der natürlichste Beschützer, jedenfalls nur durch die dringendste Nothwendigkeit ferngehalten war und daß sie die bangste Sorge um sein Schicksal fühlen mußten. Ein so pflichtgetreuer Arzt Doctor Lesarge jedenfalls war, durfte man doch erwarten, daß er in dieser schlimmen Stunde zu den Seinigen zurückzukehren suchen würde, und da dies nicht geschehen, lag die Befürchtung sehr nahe, es sei ihm ein Unglück, das ja jetzt über Jedes Haupte in der unglücklichen Stadt schwebte, zugestoßen.

Indessen war es unmöglich, sich darüber jetzt Gewißheit zu verschaffen. So gern Edmund den Frauen solche zu bringen versucht hätte, denn er konnte ihnen ihre Angst, die sie nur mit wenigen Worten auszudrücken wagten, deutlich ansehen, wäre es eine offenkundige Thorheit von ihm gewesen, das Haus zu ver-

lassen und den Doctor aufzusuchen, auch befand sich einer der Verwundeten in einem Zustande, der seine Gegenwart unentbehrlich machte. Der Mann phantasirte heftig und mußte zuweilen mit Gewalt in seinem Bette gehalten werden, das Schießen und der Lärmen regten ihn auf das Aeußerste auf; die beiden Andern lagen stöhnend da, und auch bei ihnen gab es alles Mögliche zu thun.

So bot auch dieses Krankenzimmer ein Bild des Jammers und Schreckens dar, und Edmund hatte wahrhaftig nicht Zeit, zu überlegen, welches die Folgen dieser Katastrophe für ihn selbst sein könnten. Bis dahin war er, soweit es sich in seiner Zurückgezogenheit eben thun ließ, den Erfolgen der deutschen Waffen mit dem lebhaftesten Interesse gefolgt; er hatte darauf schon die Hoffnung geflüßt, daß die Stunde der Befreiung nun bald für ihn schlagen werde, denn das Gefühl, Gefangener zu sein, war doch immer ein sehr drückendes; wenn er aber wieder an eine Belagerung und Beschießung der Stadt dachte, so war er, im theilnahmvolllen Hinblick auf die Frauen, wirklich unentschieden gewesen, welche Richtung er seinen Wünschen geben solle. In jedem Falle hatte er sich selbst die letztere Eventualität so schlimm vorgestellt, wie sie nun eingetreten war, und wünschte jetzt Nichts sehnlicher, als daß die deutschen Truppen ihren Angriff einstellen möchten, worauf freilich nicht zu rechnen war, denn in den Straßen schriegen die tobenden Soldaten vor Allem, daß sie Nichts von Capitulation wissen wollten.

Der Trost, den der junge Mann den Frauen zu geben versuchte, wollte ihm nicht recht vom Herzen kommen, — in der That sah es rings umher ja auch vollständig trostlos aus. In jedem Augenblicke fürchtete er selbst — wenn auch nicht für seine eigene Person — das verheerende Einschlagen einer Granate oder — vielleicht noch schlimmer! — das Einbrechen der wüthenden, undisciplinirten Soldaten; er würde den Damen gerathen haben, sich zu verstecken, aber das Krankenzimmer schien auch eine Art von Schutz zu gewähren, da doch selbst die Rohesten wohl die Leidensstätte ihrer Kameraden achten und schonen würden, und dann fühlte er auch einen Trost darin, daß das Unglück, wenn es einmal nicht mehr abzuhalten wäre, Blanche und ihn zugleich treffen müßte.

Dachte das junge Mädchen vielleicht ebenso? — er wagte dies zu hoffen, wenn er sah, wie sie ihre mit Thränen gefüllten Augen auf ihn richtete, wenn sie gestattete, daß er zuweilen ihre Hand drückte, und diesen Druck selbst erwiderte, — und das geschah in so ganz anderer Art wie sonst, es lag noch viel mehr Vertraulichkeit und doch auch wieder viel mehr Befangenheit darin. Bei allem Ernste der Lage, bei aller Trauer, die sein Herz erfüllte, drangen doch wieder lichte Strahlen der Freude und Hoffnung in das letztere, wenn seine Blicke denen Blanche's begegneten; es war gewiß, daß sie sich dadurch noch nie so gut verständigt hatten wie jetzt, und er begriff, daß auch in ihrem reinen und unschuldsvollen Herzen ein Gefühl aufgegangen war, das er schon seit einer längeren Reihe von Tagen in sich trug und dessen Glück und Zweifel er nun schon genügend kennengelernt hatte. Wenn er ihm jetzt Worte gegeben hätte, so wären dieselben zweifellos auf einen fruchtbaren Boden gefallen, der sein höchstes Glück dann schnell zur Reife gebracht haben würde, aber der Ort eignete sich nicht dazu.

Im Hause wurde es auf einmal so laut, daß sich nicht daran zweifeln ließ, es sei etwas ganz Besonderes vorgefallen. War auch hier Feuer ausgebrochen oder die plündernden Soldaten eingebrungen? — was konnte es nicht Alles geben, das zu befürchten war? —

Frau Lesarge dachte zuerst wieder an ihren Gatten. Wenn sie ihn verwundet, todt bringen sollten? — Mit einigen Worten der Angst, die diese Vermuthung ausdrückten, wollte sie hinaus-eilen, und Blanche war im Begriffe, ihr zu folgen, aber Edmund, der ganz Anderes fürchtete und sich darin auch nicht täuschen sollte, kam ihnen zuvor und bat sie dringend, ihn zuerst nachsehen zu lassen.

Der Widerstand des alten Dieners hatte nicht mehr zureicht, als ein anderer zahlreicher Haufe von meist Berauschten aller Waffengattungen auf ihn eingebrungen und Einlaß in das Haus verlangt hatte; man hörte ihn entweder gar nicht oder wollte sich an seine Vorstellungen nicht kehren; heftig zurückgestoßen, war er so unglücklich gefallen, daß er sich schwer am Kopfe verletzete und die Besinnung verloren hatte. Ueber ihn fort stürzte die wilde Bande und füllte sogleich alle Etagen des

Hauses, um nach Lebensmitteln und Wein zu suchen, die man ihr, wie sie meinte, verweigern wollte. Daß sie Niemand fanden, dem sie ihr Bedürfniß — sie waren in der That halb verschmachtet nach dem heißen Kampfe — vorlegen konnten, steigerte ihre Wuth, und in rasender Erbitterung schlugen sie Meubles, Spiegel, Fenster, Alles, was ihnen unter die Hände kam, entzwei, Einzelne feuerten selbst ihre Gewehre auf die Portraits, die an den Wänden hingen, ab.

Während es Denen, welche sich an die Durchsuchung der Souterrains gemacht hatten, bald gelang, die verschlossenen Thüren zu sprengen und die dort Versteckten zu finden, worauf es zu heftigen Verhandlungen und manchen ungebührlichen Thätlichkeiten kam, sah sich auch Edmund, als er die Thür des an das Krankenzimmer stoßenden Gemaches, die auf den Corridor führte, öffnete, etwa sechs bis acht wilden Kerlen gegenüber, die, mit Pulverdampf, Blut und Staub bedeckt, kaum noch als Soldaten zu erkennen waren; ihre Waffen hatten sie zum Theil schon von sich geworfen.

Edmund hatte in der letzten Zeit, im Lefarge'schen Hause besonders, nicht wenig von der französischen Sprache profitirt, aber für einen geborenen Franzosen konnte er sich doch schwerlich auszugeben versuchen, und daß diese Menschen, wenn sie den Deutschen in ihm erkannten, ihre ganze Wuth gegen ihn kehren würden, war unzweifelhaft. Er befand sich daher in einer gewiß schlimmen Lage, welche alle Geistesgegenwart und ruhige Ueberlegung erforderte. Das einzige Mittel, die Leute zu beschwichtigen, schien ihm die Hinweisung auf ihre verwundeten Kameraden zu sein, aber dadurch mußte er auch die beiden Frauen ihren Blicken preisgeben, was wieder andere Befürchtungen in ihm erweckte; hier war indessen kaum noch eine Wahl möglich, versperren konnte er der Uebermacht den Weg nicht gewaltsam, und ein Versuch dazu würde sie jedenfalls noch mehr gereizt haben, zu erforschen, was er ihnen zu entziehen versuchte.

Frau Lefarge führte übrigens ohne sein Zuthun die Entscheidung herbei, indem sie, ihrer Angst nachgebend, ihm gefolgt war und sich den Soldaten zeigte; der Anblick der wilden Kerle erschütterte sie nun aber so mächtig, daß sie mit einem halblauten Aufschrei zurücktaumelte; die Soldaten stießen ihrerseits bei dem

Anblicke der immer noch stattlichen Dame einige Aulse des Triumphes aus, die schlimme Absichten bekundeten, und traten schnell näher.

Der junge Arzt folgte in diesem entscheidenden Momente einer instinktiven Eingebung; sich hoch aufrichtend, die Andringenden festen und ernsten Blickes ansehend, machte er ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, eine Handbewegung, in das Zimmer zu treten, reichte der Dame, die den Kopf ganz verloren zu haben schien und sich ihm willig überließ, den Arm und führte sie in das Krankenzimmer zurück; dort an der Thür stehen bleibend, deutete er stumm und mit feierlicher Miene auf die Betten der Verwundeten, neben denen deren Montirungsstücke und Waffen aufgehängt waren, so daß man in ihnen sogleich Soldaten erkannte.

Es war jetzt die entscheidende Frage, ob das kameradschaftliche Gefühl, dankbare Anerkennung der Pflege und Sorge, die Jenen hier zu Theil geworden, bei den wüsten Eindringlingen zur Geltung kommen würden.

Es schien in der That so; die Letzteren stugten, und keiner von ihnen überschritt die Schwelle; sie sahen den jungen Mann, der sich leider nicht in der Lage befand, ein paar Worte an sie richten zu können, welche den augenscheinlichen Eindruck noch unterstützt haben würden, und sich untereinander unentschlossen an; es war eine beängstigende Pause eingetreten.

„Ah, man scheint unsere armen Kameraden hier gut aufgenommen zu haben!“ sagte ein älterer Infanterist; — „sie haben es hier wie die Könige —“

Der Mann schien Gefühl zu haben; ein Anderer aber, dem dasselbe wohl vollkommen mangelte, rief dazwischen:

„Und wir hungern und dürsten wie die Hunde! Die Lebenden sollten vor die Halbtodten gehen! Gebt uns zu essen und zu trinken, — das ist jetzt die Hauptsache! Was Ihr nicht freiwillig geben wollt, nehmen wir uns!“

Der Eine der Verwundeten, der bei voller Besinnung, wie wohl äußerst matt war, richtete sich mit Mühe im Bette auf und sagte, die Hand erhebend, mit sicherer, schwacher Stimme:

„Achtung, Kameraden, vor diesen braven Leuten! Seht da unseren Arzt!“

„Ah, der Arzt!“ riefen die Soldaten fast einstimmig in einem Tone, der eine Art von Achtung vor dem jungen Manne ausdrückte, dessen stummes Wesen sie wohl in Verwunderung versehen mußte.

Es schien, als solle sich Alles zum Besten wenden, als Blandhe in ihrer Bereitwilligkeit, zu helfen, — denn Frau Lesfarge hatte sich noch nicht wieder erholt und spielte, einer Ohnmacht nahe, eine ebenso stumme Rolle wie Edmund — hervortrat und das Wort ergreifen wollte. Das junge Mädchen hatte sich bis dahin hinter dem geöffneten Thürflügel verborgen gehalten, so daß ihre Anwesenheit noch gar nicht bemerkt worden war.

Sie hatte, wie sich auf der Stelle erwies, eine große Unvorsichtigkeit begangen, dachte sie doch schwerlich an den Eindruck, den ihre Schönheit auf die erregten Leidenschaften jener rohen Menschen machen mußte, die durch Trunkenheit auf das Aeußerste erregt waren.

Die besseren Gefühle, die einen Augenblick lang gesiegt zu haben schienen, traten vor der sinnlichen Begierde schnell wieder zurück, und die Marodeure stießen ein Triumphgeschrei aus.

„Ah, Mademoiselle wird uns mit Allem versorgen, was wir gebrauchen! — Mademoiselle ist so schön, daß sie auch kein hartes Herz haben kann!“ — hieß es, und Einer schrie lachend dazwischen: „Da ist also die Medizin, mit der unser hübscher Arzt seine Kranken kurirt! Wahrhaftig, sie ist viel besser für die Gefunden!“

Das arme Mädchen, dessen schnell gewachsener Muth dieser Probe nicht Stich zu halten vermochte, sank, erbleichend und zitternd, beinahe in die Knie, als sie die Unholde Edmund bei Seite drängen und die Arme nach sich ausstrecken sah. Der letzte Schreier, ein junger Chasseur, berührte sie schon und versuchte, seinen Arm um ihre Hüften zu legen und sie an sich zu ziehen.

Edmund, ein paar Schritte weit ansanft zurückgestoßen, stieg das ohnehin schon erregte Blut rasch zu Kopfe; er war nicht mehr im Stande, die bisher erzwungene Ruhe zu behaupten, sah und fühlte er doch nichts Anderes mehr, als daß rohe Hände an das Heiligthum griffen, das er in seiner ganzen unbesleckten

Reinheit verehrte. Unbeschreibliche verzweifelnde Wuth ergriff ihn, und mit einem Sage war er bei einem der Krankenbetten, riß das daneben aufgehängte Gewehr herab und stürzte sich damit auf den Unverschämten, der, das Mädchen loslassend, vor dem ungefümen Angriffe zurückwich, aber nur, um mit einem wilden Fluche sein Seitengewehr zu entblößen und sich zur Vertheidigung oder gar zum Angriffe bereit zu machen.

Auch die übrigen Soldaten schrien wüthend auf; der Eine schlug sein Gewehr auf Edmund an, der, mit einem Arme das wankende, halb ohnmächtige Mädchen umfangend, blickenden Auges seine Waffe schwang; glücklicherweise erstickte die Aufregung seine Stimme, und noch war kein deutsches Wort über seine Lippen gekommen. Aber gleichviel, die Marodeure betrachteten ihn jetzt als ihren Feind, da er ihnen Widerstand zu leisten versuchte, und ohne der Vernunft Gehör zu geben, waren sie alle bereit, für ihren Kameraden einzustehen.

Der Kerl, der das Gewehr angelegt hatte, drückte ab; der Schuß krachte, und ein paar Sekunden lang füllte der Pulverdampf den engen Raum zwischen beiden Parteien. Ein Jeder war wohl überrascht von dieser schnellen Katastrophe, und dadurch mag sich das Folgende um so eher erklären.

Der Schwerverwundete, der bei Alledem seine Fieberphantasie fortgesetzt hatte, mochte sich mitten im Kampfe träumen, und als der Schuß fiel, sprang er mit einem gellenden Schreie in seinem Bette auf:

„Die Preußen sind da! Zurück, Kameraden! sie schneiden Euch ab! Rette sich, wer kann! Sie geben keinen Pardon, die Preußen!“

Es war ein markerschütternder, tief einschneidender Weheruf. Die betrunkenen Marodeure begriffen schwerlich, woher er kam, noch, welche geringe Wahrscheinlichkeit für die unmittelbare Nähe der Preußen vorlag; sie hörten nur die Worte, — an diesem Tage wohl nicht zum ersten Male, — noch ein Anderer wiederholte dieselben unwillkürlich, und Alle ergriff ein panischer Schreck; der das Zimmer einhüllende Rauch ließ nicht einmal deutlich erkennen, was eigentlich vorging.

Fast kopfüber stürzten die Kerle hinaus, und „die Preußen sind da!“ schallte es durch das ganze Haus, von Munde zu

Munde, einen immer weiteren Widerhall findend, wodurch die Schreckensnachricht auch noch an Wahrscheinlichkeit gewann. Kein Zauberstab hätte das Lefarge'sche Haus schneller zu räumen vermocht, und weit hinaus auf die Straße trug sich derselbe Auf fort und richtete unbeschreibliche Verwirrung unter den gedrängten Massen an; Niemand wußte, von wem und weshalb er ausgegangen war, und der Strom riß die Marodeure mit sich fort; sie dachten, nachdem sich der Irrthum endlich aufgeklärt hatte, nicht mehr daran, zurückzukehren, und würden das Lefarge'sche Haus auch schwerlich wiedergefunden haben.

Nachdem die nächste Gefahr auf solche fast wunderbare Weise abgewandt worden war, herrschte eine Weile lang doch noch die äußerste Verwirrung in dem Krankenzimmer, und man konnte so schnell nicht zum Bewußtsein des soeben Geschehenen und seiner vermuthlichen Folgen kommen. Der Fiebernde tobte wild umher, bis er erschöpft auf dem Boden zusammenbrach, seine Kameraden, die ihre Betten nicht verlassen konnten, klagten und riefen um Hülfe, Frau Lefarge war wirklich in Ohnmacht gesunken, und Edmund und Blanche hielten sich, ebenfalls beinahe aller Besinnung beraubt, fest umschlungen.

War das Alles ein Traum? — sie wußten es nicht, aber sie fühlten, daß ihre Herzen dicht aneinander schlugen, und daraus ging ihnen zuerst ein Trost auf, der nur den einen Gedanken umfaßte: „Wäre es ein Traum, der nie endete!“

Edmund hatte sich zu dem jungen Mädchen niedergebeugt und mit seinen Lippen ihre Stirn berührt; ihre Arme schlangen sich fester, wohl noch immer Schutz suchend, um seinen Hals.

„Blanche,“ sagte er leise in deutscher Sprache zu ihr, — „theure, vielgeliebte Blanche, fürchten Sie sich nicht, ich bin bei Ihnen und will lieber mein Leben hingeben, ehe ich dulde, daß ein Anderer Sie anrühre.“

„Lassen Sie uns zusammen sterben! ich fürchte den Tod neben Ihnen nicht!“ antwortete sie ebenso leise auf Deutsch. Aber die Wirklichkeit mußte bald wieder in ihre Rechte treten, und dies geschah zuerst bei dem jungen Manne, der einen empfindlichen Schmerz an seinem linken Arme fühlte.

„Ich glaube, daß ich verwundet bin,“ sagte er unwillkürlich. Blanche schrie vor Schmerz auf und machte sich von ihm

los, aber nicht, um ihn zu verlassen, sondern um ihn mit ängstlichen Fragen zu bestürmen; das arme Kind hatte momentan sogar die Mutter vergessen.

Edmund war wirklich verwundet; der Ärmel seines Rockes war zerrissen und, bei der großen Nähe der Gewehrmündung, aus welcher der Schuß auf ihn abgefeuert worden, versengt; das Blut lief ihm am Handgelenk herab.

„Nur ein leichter Streifschuß!“ meinte er beruhigend, aber er mußte doch die Zähne aufeinander beißen, denn der Streifschuß that gewaltig wehe, und er selbst zweifelte sehr, ob nicht auch der Knochen getroffen sein könne. Inzwischen suchte er Blanche's Aufmerksamkeit dadurch abzulenken, daß er sie an ihre Mutter erinnerte.

Das arme Mädchen wußte in der Verzweiflung nicht, wohin es sich zuerst wenden sollte; die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und während sie noch Edmund's Hand festhielt, streichelte sie mit der anderen die blassen und kalten Wangen Frau Lefarge's.

„Seien Sie ohne Sorgen, Blanche,“ tröstete der junge Arzt; „der Schreck hat Ihre Mutter ohnmächtig gemacht, sie wird sich schnell wieder erholen.“

„Aber Sie? Sie sind schwer verwundet! Ihr Blut fließt so stark! — Ach, Edmund, ich will Sie verbinden, — ich bin stark genug dazu, — ich habe in diesen Tagen soviel erlebt und gelernt!“

„Auch Eines, liebe Blanche, das der beste Balsam für den kleinen Schmerz wäre, den ich fühle?“

Sie blickte ihn durch ihre Thränen fragend an und schien sich darüber zu wundern, daß er noch lächeln konnte.

„Daß Sie mir ein wenig gut sind?“

„Wie können Sie so fragen? — Nachdem Sie sich für uns geopfert haben —“

„O nein, Blanche, ich wollte nicht von der gewöhnlichen Dankbarkeit sprechen, die ich übrigens nicht einmal verdiene. Ihrer Freundschaft glaubte ich mich schon sicher, aber wenn Sie meine Wunde heilen wollten, dann müssen Sie mir noch mehr geben.“

„Ach?“ stammelte sie verwirrt. „Was wollten Sie denn?“

„Ihr Herz, liebe, theure Blanche, — Ihr ganzes, ungetheiltes Herz für alle Zeiten, und dann diese kleine Hand, die jetzt so stark zittert, daß sie nimmermehr mit diesem Verbande fertig wird —“

„O wie ungeschickt ich bin! Verzeihen Sie mir! — Aber —“

„Sie erwidern also nicht meine Gefühle? Sie lieben mich nicht so sehr, wie ich Sie liebe? Und wenn die Preußen nun wirklich kommen, dann werden wir uns für immer trennen?“

„Nimmermehr! Ich würde dann —“

„Nun, was würden Sie?“ fragte er, sie wieder fester an sich ziehend, indem er alle seine Schmerzen bei dem halben Verständnisse vergessen hatte.

„Ich würde dann bedauern, daß mich die Kugel nicht statt Ihrer getroffen hätte!“ —

Doctor Lafarge kehrte gerade zur rechten Zeit heim, was ihn keine geringe Mühe gekostet hatte, denn zuerst war er durch die nothwendigsten ärztlichen Pflichten gefesselt worden und dann stellten sich ihm in dem Strome der zügellosen Soldaten mannigfache Hindernisse entgegen. Seinen alten treuen Diener fand er noch halb bewusstlos auf dem Hausflure, aber die Verletzung durch den Fall war nicht gefährlich, und derselbe hatte sich doch schon so weit erholt, daß er ihm einige Auskunft über den Einbruch der Marodeure zu geben vermochte; was oben vorgegangen war, wußte er allerdings noch nicht.

Von der bangsten Besorgniß erfüllt, eilte der Doctor die Treppe hinauf, gefolgt von einigen nun aus ihrem Verstecke hervorgekommenen Hausbewohnern, die das Geschehene mit der stärksten Farbenauftragung ausmalten und ihm kaum noch einen Zweifel daran ließen, daß er keinen der Seinigen mehr lebendig wiederfinden werde.

Das Bild, das er bald vor sich hatte, war zwar ein sehr überraschendes, aber nach solchergestalt angeregten Befürchtungen doch immer noch sehr beruhigendes: seine Frau lag ohnmächtig in einem Sessel, und Blanche war beschäftigt, den blutenden Arm des jungen Hausfreundes zu verbinden, wobei Beide eine Stellung einnahmen, die augenscheinlich auf etwas mehr als freundschaftliche Empfindungen deutete.

Der Doctor war indessen ein Mann, der sich, nach mancher-

Bei Lebenserfahrungen, auch eine neue rasch zu erklären wußte, und es bedurfte bei ihm nur einer flüchtigen Mundschaun und Ueberlegung, um Alles, mit Rücksicht auf die Umstände, in der besten Ordnung zu finden. Mit seiner Gattin stand es nicht schlimm, das sah er auf den ersten Blick; eine schnelle und gewandte Untersuchung belehrte ihn, daß die Armwunde des etwas verlegenen jungen Arztes wirklich nur von einem Streifschusse herrühre und sich bald wieder heilen lassen würde — und die andere schwere Wunde im Herzen seines Töchterchens, für die gab es wohl auch noch eine Heilung, wenn ihm dieselbe auch ein wenig langwieriger zu sein schien; er glaubte in dem jungen Deutschen ja schon längst einen sehr achtbaren Collegen erkannt zu haben, der sich wohl zu einem Schwiegersohn eignete, — und ehrlich sind die Deutschen ja immer gewesen, — in dem Aufstande standen sie längst bei allen nicht gar zu fanatischen Franzosen!

Doctor Lesfarge tröstete sich also bald über die Entdeckung, die er durch Ueberraschung gemacht hatte, und der freundliche Blick, mit dem er die beiden jungen Leute begrüßte, gab denselben schnell ihre ganze Zuversicht wieder: wenn sich die Gelegenheit dazu bot, mußte es zu einer allseits befriedigenden Aussprache kommen.

Die Thür des Hauses war wieder geschlossen worden, das Bombardement durch die deutschen Kanonen hatte aufgehört, und wenn draußen auch noch die bisherige Verwirrung fortwogte, so hatte der Doctor in seiner Umgebung doch bald wieder Alles durch besonnenes Zureden in Ordnung gebracht. Bei seiner Frau genügte die Anwendung einiger leichter belebenden Mittel, um sie wieder vollständig herzustellen, Edmund hatte nur mit einem ganz leichten Fieberanfalle zu kämpfen, der alte Diener befand sich auch außer Gefahr, und nur der Verwundete, dessen Fieberphantasie man eigentlich die Rettung aus so großer Noth verdankte, verchied noch an demselben Abende.

Nach Dem, was Doctor Lesfarge draußen gesehen und bei seiner Rückkehr zu Hause gefunden hatte, hielt er es für eine Pflicht gegen seine Familie, dieselbe nicht wieder zu verlassen, zumal er, der keine Uniform trug, auf der Straße auch Insulten riskirte; indessen ordnete er, theils um seinem Gewissen als Arzt zu genügen, theils wohl auch, weil er sein Haus dadurch an

besten zu schützen glaubte, an, daß die ganze untere Etage des letzteren zu einem förmlichen Lazareth eingerichtet werde; es gab bald genug Verwundete, die dasselbe füllten, und auch ein paar junge Militairärzte fanden sich, welche unter der Leitung ihres erfahrenen Collegen hier Dienste leisteten. Die Zwecke, die Doctor LesARGE im Auge gehabt hatte, wurden auf diese Weise vollständig erreicht; welche Beschwerden und Unannehmlichkeiten es auch mit sich bringen mochte, eine große Anzahl Verwundeter im Hause zu haben, so entgingen diesem Schicksale doch nur wenige Häuser in der Stadt; — es war einmal eine Zeit, die große Opfer erforderte.

Die ganze Nacht hindurch tobte der wilde Sturm, den wir schon einigermassen zu schildern versucht haben, in der Stadt fort und steigerte sich noch, als der Abschluß der Capitulation am folgenden Tage bekannt wurde. General von Moltke hatte bestimmt, daß der Ausmarsch der französischen Truppen allmählig stattfinden und dieselben in dem Bogen, welchen die Maas um die Dörfer Billelte und Igès bildet, versammelt würden, wo alsdann General von der Tann mit den Baiern die erste Bewachung übernehmen sollte; die Verpflegung wollten die Franzosen selbst von Mezières aus auf der Bahn heranzuführen. Schon am 3. September sollte ein preussisches Infanterie-Regiment die Stadt besetzen, für die sofort ein preussischer Commandant ernannt wurde. In den nächsten Tagen sollte die Abführung der nach Deutschland zu bringenden und auf die dortigen Festungen und größeren Städte zu vertheilenden Gefangenen in zwei Linien über Stenay, Stain auf Remilly und über Busancy, Clermont auf Pont-a-Mousson stattfinden, was vom 4. und 5. an auch in dieser Weise ausgeführt wurde.

Die Baiern hatten sich nun vor den Thoren aufgestellt, um den abtheilungsweise herauskommenden Franzosen die Waffen abzunehmen. Noch immer wurde darüber verhandelt, ob sich auch die eigentliche Besatzung der Festung und in welcher Weise zu ergeben habe, wieder einmal mit dem Bombardement gedroht, und während dessen füllten die französischen Soldaten die Wälle, ebenso wie das Innere der Stadt, tobend und drohend. Glänzend uniformirte Generale und höhere Offiziere kamen zuerst heraus, gefolgt von einer langen Reihe schwerbepackter Bagagewagen,

verwünscht und verhöhnt von ihren eigenen Soldaten. Dann folgte die Feldartillerie. Als sie auf die Maasbrücke gelangt war, an deren anderem Ende die Baiern standen, erhob sich plötzlich tausendstimmiges Geschrei: „A l'eau les armes!“^(*) — und nun zerbrachen Offiziere und Soldaten zum größten Theile ihre Säbel und schleuderten dieselben über das Geländer, ebenso andere Montur- und Armaturstücke, was von den Wällen her mit donnernden Bravo's beantwortet wurde.

Die Ausziehenden machten einen ebenso jammervollen als schaurigen Eindruck; ihre Uniformen waren zerrissen und über alle Begriffe beschmutzt, häufig fehlten einzelne Stücke gänzlich, Viele trugen blutbefleckte Verbände; dabei die gebräunten Gesichter mit verwilderten Bärten und unheimlich blitzenden Augen, das zornige Zähneknirschen, der tiefe Schmerz, die über die Lippen halblaut gehende Drohung: „A bas les Prussiens!“ und manch' böser Fluch — wer vermöchte das Alles zu schildern. Viele waren auch betrunken und geberdeten sich geradezu wie die Rasenden. So drängte sich die unglückliche gefangene Armee stunden- und tagelang aus den Thoren der Festung; Infanteristen, Reiter, die draußen zuweilen wahrhaft rührenden Abschied von ihren Pferden nahmen, Artillerie- und Trainwagen, deren Räder auch hin und wieder über einen am Boden Liegenden fortgingen; draußen legten sie ihre Waffen ab, wenn sie dieselben nicht schon vorher zerbrochen hatten, und zuweilen fiel wohl auch noch ein vereinzelter Schuß aus Unvorsichtigkeit.

Aber genug dieser Schreckensbilder, die auch den Feind und Sieger nicht kalt und mitleidslos ließen! Der Soldat wird immer das traurige Geschick des Gegners mitfühlen, der, nach tapferer Wehr unterlegen, seine Fahne und Heimath hinter sich lassen muß, um in die Gefangenschaft zu gehen. Es gereicht Deutschland gewiß zur großen Ehre, daß es diesen Unglücklichen ihr schweres Loos nachher zu erleichtern suchte, so weit dies die Umstände erlaubten.

Die Stadt, die bis zum letzten Augenblicke der Capitulations-Ausführung noch Mancherlei leiden mußte, leerte sich allmählig, aber noch einer Reihe von Tagen bedurfte es, bis sie nur

*) In das Wasser die Waffen!

einigermaßen wieder das alte Aussehen gewonnen hatte. Die neue Militärbehörde ließ es sich eifrig angelegen sein, dies wieder herbeizuführen. Während sie für reichliche Zufuhren von Lebensmitteln sorgte, denn die letzteren waren von der unverhältnißmäßig großen Menschenmenge in wenigen Tagen fast bis auf das Letzte aufgezehrt worden, veranlaßte sie auch die Einwohner, gründlich aufzuräumen, sowohl in den Häusern wie in den Straßen, wo sich der Schmutz fußhoch angesammelt hatte; große Feuer wurden angezündet und mit von den Truppen zurückgelassenen Effecten genährt, um die Luft zu reinigen, die Leichen aus der Stadt gebracht und auch die Verwundeten, soweit sich dies thun ließ, in neu angelegte Lazarethe der nächsten Umgebung übergeführt.

Die Einwohner von Sedan athmeten endlich wieder leichter auf; man konnte ihnen dies wahrlich nicht verdenken, denn ihr Patriotismus war doch auf eine gar zu harte Probe gestellt worden; so gute Franzosen sie auch geblieben sein mochten, wünschten sie die Mac Mahon'sche Armee doch gewiß nicht noch einmal in ihre Mauern zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zu neuen Kämpfen.

„Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!“ hatte König Wilhelm in dem Telegramm an seine hohe Gemahlin, anlässlich der Capitulation von Sedan und der Ergebung Kaisers Napoleon als Gefangener, gesagt, und das gesammte deutsche Volk fühlte diesen Worten nach.

Nicht ohne jede Besorgniß, wenn dieselbe in dem begeisterten Aufschwunge der gesammten Nation, den ihr aufgedrungenen Kampf anzunehmen, auch in den Hintergrund getreten war, hatte